

Zum
Andenken
Heinrich Schenk's

weiland königl. baierischen effectiven Geheims
men Rathes, Generaldirectors der Finanzen,
Commandeurs des Civilverdienstordens, Ehrens
mitgliedes der königl. Akademicien der Wis
senschaften und der Künste.

Durch
Friedrich Roth D.

königl. baier. Oberfinanzrath und ordentl.
wirkl. Mitglied der Akademie der
Wissenschaften.

Gegenwärtiger Aufsatz wurde sogleich nach dem Tode Schenk's entworfen. Der Verfasser wollte damit nicht nur seine Verehrung gegen den Verewigten an den Tag legen, sondern auch desselben übrige Freunde, so wie sich selbst, durch die geordnete Uebersicht eines so schönen Lebens trösten. Indessen hielt die königl. Akademie der Wissenschaften am 4ten d. M.

U254626

eine Versammlung zur Feyer des Andenkens mehrerer, seit Kurzem verstorbener, Mitglieder. Aufgefordert, über Schenk zu sprechen, las hier der Verfasser diesen Aufsatz, nachdem er ihm die Gestalt eines öffentlichen Vortrages gegeben hatte.

München d. 10. Jun.

1813.



Heinrich Schenk, geboren zu Düsseldorf am 17^{ten} April 1748, starb am ersten Mai 1813 zu München eines schnellen Todes. Als der König es vernahm, sprach Er tief bewegt: der Staat verliert einen seiner verdienstvollsten Diener, und ich einen bewährten Freund; es war ein rechter Ehrenmann. Diesen Worten, welche seine Grabstätte herrlicher, als jedes andere, schmücken würden, läßt sich kaum etwas würdiges zu seinem Lobe beifügen; außer, daß die königliche Rede auch des Volkes allgemeine Stimme war. Es wird

daher in dem folgenden nicht sowohl ein Ehrengedächtniß des Mannes unternommen, als eine treue Nachricht von seinem Leben und seiner Eigenthümlichkeit; gezogen aus lebendiger Erinnerung und aus umständlichen und genauen Mittheilungen, zum Theil aus seinen eigenen Briefen; bestimmt zur Belehrung derjenigen, welche ihn geehrt und geliebt haben, ohne ihn näher zu kennen; vielleicht aber auch nicht unwerth der Aufmerksamkeit dieser Versammlung, deren Ehrenmitglied der Verewigte war, und, es zu seyn, durch gründliche Gelehrsamkeit, durch tiefe Achtung für die Wissenschaften und durch aufrichtige Zuneigung zu denen, welche sich ihnen würdig ergeben, ganz vorzüglich verdiente.

Gar nicht günstige Glücks:Umstände empfingen ihn bey seinem Eintritte ins Leben. Auf der Schule zeigte er zu gelehrter Bildung so viel Beruf als Lust; allein die Kräfte seiner redlichen Eltern vermochten bey weitem

nicht, ihn mit den äußeren Hülfsmitteln zu dieser Laufbahn auszurüsten. Mit Ergebung trat er in den Kriegsdienst, den Stand seines Vaters, wurde bald Unterofficier, und hatte gewisse Aussicht noch zu steigen. Aber diese Aussicht war damals beschränkt durch ein Herkommen, welchem erst die Erfahrung unserer Zeiten obgesiegt hat. Seine Geburt schloß ihn von höheren, selbständigeren Stellen aus. Dieser Gedanke war dem feurigen Jüngling drückend. Die Achtung und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten beruhigte ihn nicht über das schon so nahe gesteckte Ziel, das er nie überschreiten sollte. Noch mehr jedoch erregte den Wunsch, seine Lage zu verändern, ein sehr früh erwachter und auf der Schule schon entwickelter, dann aber durch die Noth zurückgehaltener, nicht unterdrückter Trieb zu höherer Bildung. Der Zufall, oder vielmehr ein freundliches Geschick führte ihn zu Friedrich Heinrich Jacobi.

Dieser, schon in einem ansehnlichen Am:

te, dazu mit eigenen Geschäften überladen, suchte Jemand, dem er mit Zutrauen einige kleine Arbeiten übertragen könnte. Der Hauptmann Acton, Bruder des sicilischen Ministers, nannte ihm mit großem Lobe den jungen Schenk. Jacobi sah ihn und erkannte sogleich in ihm einen ehemaligen Mitschüler, der, als um fünf Jahre jünger, und daher in einer andern Abtheilung der Schule, zwar entfernt von ihm geblieben, auf den er jedoch, theils des Guten halber, das man von ihm sprach, theils wegen seiner Lebendigkeit und seines guten Anstandes oft aufmerksam gewesen war. Nicht minder lebhaft erinnerte sich Schenk Jacobi's, und gestand, daß auch ihn an jenen ein geheimer Zug gefesselt habe. Dieser Augenblick hat mächtig und wohlthätig auf Beider Leben gewirkt. Denn nachdem mehrere Arbeiten, welche Jacobi begehrt hatte, gefertigt und abgeliefert waren, äußerte Schenk den Wunsch, ihm als Gehülfe ganz anzugehören.

So erwünscht dieses Erbieten für Jacobi war, so glaubte er dem Jüngling dennoch vorstellen zu müssen, für welch eine ungewisse Zukunft er durch diesen Schritt die Aussichten seiner gegenwärtigen Bahn aufgeben würde. Schenk versicherte, das wohl überlegt zu haben; er bestand auf seiner Bitte; nur auf dringende Vorstellung nahm er noch sechs Wochen Bedenkzeit. Dann meldete er sich wieder, ganz entschlossen, und nachdem er seine Entlassung aus dem Kriegsdienste bewirkt hatte, trat er in die gewünschte Verbindung.

Diese dauerte sofort eine lange Reihe von Jahren. Jacobi's Haus war reich an Bildungsmitteln. Schenk ermaß wohl, wie viel er nachzulernen hatte. Zuerst wandte er sich zu den Sprachen, wurde mehrerer kundig, der lateinischen und französischen aber, worin er es schon als Knabe weit gebracht hatte, in seltehem Grade Meister. Keine Anstrengung ist, wie er oft sagte, belohnender, sowohl durch ei-

ne unvergleichliche Uebung des Verstandes und Gedächtnisses, als weil sie den Zugang zu den Schätzen des menschlichen Geistes öffnet. Hierauf nächst durchwanderte er bedachtsam die Gebiete mehrerer Wissenschaften. Er huldigte der Philosophie, in deren Tempel er lebte; und verdiente, auch als Kenner, die Zueignung des Buches über die Lehre des Spinoza; ein rührendes Denkmal der Freundschaft, wodurch Schenk's Name fortdauern wird, so lange als die deutsche Literatur; weit hinaus über die Zeit, wo auch die letzten Spuren seiner Arbeiten wahrscheinlich erloschen seyn werden.

Der Reiz des Schönen, der ihn aus den Werken der edelsten Geister ansprach, verleitete ihn jedoch nicht, den Werth der für die bürgerliche Gesellschaft nützlichen Kenntnisse zu übersehen. Er drang in die Rechtskunde tief genug ein, um das Wesentliche derselben zu erfassen. Daher, als im Jahre 1787 seine Wahl zum Syndicus der Bergischen Ritterschaft im Wer-

te war, die Universität Duisburg ihm, nach bestandener Prüfung, den Grad eines Licentiats der Rechte erteilte. Am meisten Fleiß indessen widmete er der Staatswirthschaft, einer gewissermaßen neuen Wissenschaft, die damals von geistreichen Franzosen und Schotten gleich eifrig angebaut und auf eine Höhe geführt wurde, von welcher sie jetzt wieder herabzusinken scheint. Auch dazu fand er an Jacobi, welchem sein Amt diese Kenntnisse zum Bedürfniß machte, einen kundigen Führer. Und nicht nur bemächtigte er sich der Theorien; sondern er sah, als Jacobi's Gehülfe bey seinen Amtsarbeiten, was in der Wirklichkeit demselben zusagte oder widerstrebte.

Anfangs zeigte sich an Schenk sehr wenig Anlage zu der großen Fertigkeit in schriftlichen Ausarbeitungen, die ihm nachmals eigen wurde. Allein die Schwere, die ihn aufzuhalten schien, kam nur von einem Streben nach

Gründlichkeit und Gediegenheit, das auch in seinem Ausdrücke und seiner Handschrift sich bewährte; welche immer gleich regelmäßig und anmuthig geblieben sind. Ursprüngliche Reichtigkeit geht nur zu oft, indem sie immer wächst, in Seichtigkeit über; die allmählig erworbene, gleich einem nach und nach zunehmenden Strome, vereinigt Raschheit mit Tiefe.

Unter den günstigen Umständen, welche zu Schenk's Ausbildung beitrugen, dürfen die Bekanntschaften mit ausgezeichneten Personen, die er theils in Peimpelfort, theils auf einer kleinen Reise von dort aus machte, nicht übergangen werden. Er sah zu verschiedenen Zeiten Klopstock, Göthe, Lessing, Herder, Hamann, Hemsterhuis und dessen Diotima, Lavater, Matth. Claudius, F. C. Grafen zu Stollberg, J. G. Jacobi, Wilhelm Heinse, den Freyherrn von Fürstenberg, Dohm, Schlosser, Johann v. Müller. Wenn man weiß, wie einflußreich oft auf das Leben ein Tag in der

Nähe eines bedeutenden Menschen ist, so wird man ermessen, wie auf Schenk die erwähnten, obgleich zum Theil nur kurzen, Bekanntschaften gewirkt haben.

Sehr wichtig war für ihn in anderen Beziehungen eine Reise nach München, die er im Jahre 1779 mit dem, in einer wichtigen Sache dahin berufenen, Jacobi machte. Hier würde er dem Frenherrn Franz Carl von Hompesch, damaligen FinanzMinister, näher bekannt, und erhielt schon Antheil an der äußerst wohlwollenden Gesinnung dieses verdienstvollen Mannes gegen Jacobi. Nach einem zwar nicht langen, aber an Erfahrungen fruchtbaren Aufenthalte, kehrte er mit seinem Freunde nach Düsseldorf zurück.

Schenk heirathete ein Jahr darauf. Was Andere in ähnlicher Lage nicht gewagt oder vielleicht zu bereuen gehabt haben würden, war für ihn nicht bedenklich. Denn die großen Aufga-

ben des Lebens sind dem nicht schwer zu lösen, welcher, von ihrer Wichtigkeit durchdrungen, ihnen zu lieb, auf Anderes Verzicht leisten kann. Er fand in seiner würdigen Gattin ganz dieselbe Gesinnung. Niemals drohte Mangel oder auch nur Verlegenheit dem Hause, welches, um mit Worten Salomo's zu reden, der Herr gebaut hatte.

Schenk behielt Zeit genug übrig, die Erziehung und den ersten Unterricht der vier Söhne, die ihm diese glückliche Ehe schenkte, selbst zu leiten. Er ließ daran einige junge Leute, von angesehenen Eltern ihm anvertraut, Theil nehmen. Die Geschicklichkeit und Treue, die er auch hier bewies, erhöhte sehr die Achtung, welche er bereits in einem nicht engen Kreise erworben hatte.

Dem Staatsminister, Freyherrn Franz Carl von Hompesch, damals Statthalter zu Düsseldorf, war er von der vortheilhaftesten Seite

längst bekannt. Nachdem dieser Schenk's Talent in einigen bedeutenden Arbeiten noch mehr erprobt hatte, gab er ihm, bald nachdem Jacobi, durch die Kriegsunruhe vertrieben, sich nach Holstein begeben hatte, die Stelle eines Militär OekonomieRathes. Schenk war im Mannesalter schon weit vorgerückt, da er diese Stelle antrat; allein er hatte nicht erst zu lernen. Anstatt daß Andere, die jung in Aemter kommen, darin erst ihre Lehrjahre halten müssen, trat er ganz vorbereitet, ganz reif, mit einer Fülle nicht nur von Kenntnissen, sondern auch von Erfahrungen auf.

Zu ausgezeichneten Dienstleistungen kam bald Gelegenheit. Der Krieg hatte die Länder Jülich und Berg schwer betroffen; übermäßige Forderungen der Kriegsvölker waren mit Anstrengung zu befriedigen oder mit Geschicklichkeit abzulehnen. Diese Geschäfte, die undankbarsten unter allen, da sie nicht Gutes schaffen,

nur einen Theil des Uebels abwenden können, machen gewöhnlich alle Geschäftskunde zu Schanden, wenn sie nicht mit Besonnenheit und Muth verbunden ist. Schenk war die Seele aller Maaßregeln, und ihm vorzüglich hatte das Land sowohl die möglichste Verminderung als eine billige Vertheilung der Last zu danken. Noch in späteren Jahren sprach er gerne, wie Kriegerleute von ihren Feldzügen, über seine damalige Thätigkeit, seine Sorgen und Nachtwachen, denen er nie unterlegen war.

Zu Ende des Jahres 1795 ward er nach Paris gesandt. Reich an neuen Beobachtungen, vergnügt über den Erfolg seiner Unterhandlung, kehrte er zu Anfang des folgenden Jahres heim. Indessen war die Kriegslast nur vermindert, nicht abgewandt. Dieselben Geschäfte drangen auf ihn ein; er bestritt sie mit gleichem Geschick und Muth, bis die ersehnte Friedens-Unterhandlung begann. Schenk be-

gleitete den Freyherrn Wilhelm von Hompesch, nachmaligen StaatsMinister, ehrenwerthen Andenkens, nach Rastadt. Das Geschäft, dem er sich hier ergeben mußte, befriedigte ihn so wenig, als das langweilig traurige Schauspiel, dem er zusah. „Ach,“ schrieb er von hier an seinen Freund Jacobi, „wo sind die ruhigen, glücklichen Tage, die wir einst in Pempelfort verlebt haben; wo die Aussichten zum Besseren, denen man sich damals so gern überließ? Ich habe das Vertrauen zu dem menschlichen Geiste, daß auch diese Verirrungen, wie so viel andere, wovon die Geschichte Meldung thut, vorübergehen und der Besonnenheit, der Mäßigung und Regel den Platz überlassen werden. Aber wann? Unser Auge wird sich schließen, bevor wir das Ende der Greuel sehen, die Europa verheeren.“ Indessen knüpfte er anziehende Bekanntschaften und fand in dem vertrau-

festen Umgange mit dem ehrwürdigen Dohm (*)
Entschädigung für manche Entbehrungen, wor-
unter die fortdaurende Entfernung von dem
Pfleger seines Jünglingsalters die empfindlich-
ste war.

Maximilian Joseph trat in Bai-
ern die Regierung an, welcher auch das theil-
nehmende Ausland mit Verlangen entgegenseh.
Auf den Vorschlag des Staats:Ministers Fren-
herrn von Hompesch, wurde Schenk zum ge-
heimen Staats:Referendar ernannt. Die Aus-
zeichnung, so ihm zu Theil wurde, blendete ihn
nicht; er hörte nicht ohne Wehmuth einen Ruf,

(*) Hier Schenk's Urtheil über Dohm, aus einem Frie-
se von 1799. „Er ist einer der edelsten Menschen,
„mit wahrer Liebe an allem Guten hangend, und
„allen Gefühlen noch so treu, als ob er gar nicht in
„die Sandwüsten der Politik gerathen wäre, worin
„er sich seit mehr als zwanzig Jahren herumgetrie-
„ben hat.“

der ihn für immer von dem theuren Geburtslande schied; allein er folgte dem Rufe seines Landes herrn. „Ich habe“ schrieb er damals, „nie etwas gesucht; der Vorsehung muß und will ich mich hingeben; aber ich reise mit einem so beklommenen Herzen zu meiner neuen Bestimmung ab, als ob ein Grab zwischen mir und allem vorherigen sich eröffnete.“ Doch der Freuden waren ihm noch viele zgedacht.

Vierzehn Jahre bekleidete er das neue Amt, mit welchem 1808 das eines wirklichen geheimen Rathes und, Anfangs 1810, das eines Generaldirectors der Finanzen verbunden wurde. Auch nur ein Ueberblick dessen, was er in diesen Aemtern gewollt, gestrebt und ausgerichtet, würde allzu weitläufige Erörterungen der Umstände, unter welchen er zu wirken hatte, erfordern. Zudem würde die Erinnerung, da unter jenen Umständen vier Kriege mit all ihren Nebeln die herrschendsten waren, größtentheils

nicht erfreulich seyn. Es reiche daher die Bemerkung hin, daß Schenk in jener ganzen Zeit, in so mancher schwierigen Lage, an Gnade bey dem Regenten, an Zutrauen bey den dirigirenden Staats-Ministern, an Zuneigung bey den ihm Zugeordneten, an Liebe bey seinen Untergebenen, und an Achtung bey den Unterthanen, niemals verloren, sondern immer zugenommen hat.

Wodurch er ein so seltenes Glück erlangt, behauptet und verdient habe, wird aus der Schilderung seines Wesens, welche nunmehr versucht werden soll, erhellen.

Sein Geist war von der Natur mit vorzüglichen Gaben ausgestattet, die in einem glücklichen Ebenmaße standen. Wie er sie geübt und ausgebildet, ist bereits erwähnt. Was allzu viele hindert, in sich selbst so trefflich und der Welt so nützlich zu werden, als ihre An-

lage zu gestatten scheint, die Fessel der Einseitigkeit hat er nicht tragen müssen. Wider das Erstarren, das auch den vielgebildeten Geschäftsmann wohl befallen kann, verwahrte er sich durch ununterbrochene Fortbildung. Tage des größten Dranges ausgenommen, verging ihm sonst nicht leicht einer, wo er nicht etwas gelesen hätte; weit seltener zur Unterhaltung als zur Belehrung. Die Werke der Alten, seine erste Liebe, waren ihm stets nahe. Aber auch der Litteratur des Tages folgte er theilnehmend. Sehr streng in der Auswahl, ließ er Schlechtes und Mittelmäßiges nie an sich kommen; dagegen empfing er gehaltvolle Arbeiten mit desto größerer Wärme. Noch in den letzten Monaten seines Lebens freute er sich der mancherlei neuen und zum Theil kühnen Ansichten in Niebuhr's römischer Geschichte. Ueberhaupt war ihm in seiner spätern Zeit die Historie besonders werth. Manche Unterredung in Geschäftssachen mit dem gegenwärtigen ersten Staatsminister, einem der

größten Kenner der Geschichte unter den jetzt lebenden, schloß mit wechselseitigen Bemerkungen aus diesem Fache. Nicht minder aufmerksam beobachtete er den Gang der Staatswissenschaft; er unterschied das Schätzenswerthe selbst da noch, wo sonst ein Mann von Einsicht und Erfahrung wohl versucht seyn konnte, die ärgerliche Anmaßung, die es vortrug, schlecht hin zurückzuweisen. So blieb sein Geist noch in den Jahren, wo sonst die meisten bereits welken, rege und frisch.

All seine Bildung war in Leben und Vermögen übergegangen. Er prunkte nicht mit seinem Wissen, aber verleugnete es auch nicht; er hatte nicht nöthig, es hervorzusuchen; es war ihm gegenwärtig und bereit. Fröh sah er ein, daß die Welt nicht kann der Schule unterthan gemacht werden, und daß es nicht einmal zu wünschen wäre, so es je geschehen könnte. Nie entzweite er sich mit der Wirklichkeit, weil sie sein

Ideal nicht annahm; dieses blieb ihm unverfehrt; in jener suchte er das Beste mögliche. Da er nicht träumte, ward er nicht getäuscht; da er den Sachen ihr Recht ließ, so stießen sie ihn nicht zurück. Er bedauerte oft an Leuten von Verdienst eine entgegengesetzte Stimmung. „Schlichter, gerader Sinn,“ schrieb er einst von Kastadt, „wird unter unsern jungen Leuten immer seltener. Fast alle wollen in die Welt durch eine ihnen eigene Thüre hinein, und haben die Anmaßung, an den Gegenständen eine Gewalt und Willkühr auszuüben, die mir als die größte Sünde wider die Natur erscheint.“

Sein öffentliches Leben fällt ganz in die Zeit des größten Kampfes zwischen Altem und Neuem, den die Weltgeschichte kennt. Schenk war aus reiner Ueberzeugung, deren Gründe hier nicht zu entwickeln sind, die aber in seinem Gemüthe durch Eindrücke der frühen

Jugend verstärkt seyn mochte, dem Neuen etwas geneigter, als seine Jahre vermuthen ließen. Allein, so frey er von dem Wahne blieb, daß das Gute sich von selbst mache, so wünschte er doch überall nur das gerade nothwendige Maß von Gewalt. Die Leidenschaft, welche noch weiter ging, verdamnte er nicht, aber beklagte sie. Schon im Jahre 1796 schrieb er: „Wen die häßlichen Erscheinungen der Leidenschaften zu unserer Zeit nicht heilen, wen sie nicht gelassener, in sich gefehrter und verträglicher machen, der ist zum Sectirer geboren; und er rühme sich nur nicht, wie der Mann auch heißen mag, er habe den Werth der Unbefangenheit des Geistes, das Glück eines freyen, bloß für das Wahre und Gute schlagenden Herzens je gekannt.“

Solche Mäßigung verdankte er keineswegs natürlicher Kälte, noch etwa einer abstumpfenden Wirkung seiner Studien und Geschäfte;

vielmehr der Läuterung und tugendhaften Richtung des großen, in ihm wohnenden, Feuers. Oft sah man ihn über Geschäfte in starker Gemüthsbewegung; aber in jener, die, nach Platon, der Vernunft keine Gefahr bringt, sondern vielmehr Hülfe, indem sie den Willen aufrecht und unter dem Befehle der Einsicht hält. Daher wirkte diese Bewegung auf sein Handeln selbst nicht fort, das niemals heftig oder stürmisch wurde. „Jede mit voller Besonnenheit, bloß um ihrer selbst willen gesagte, Wahrheit bricht sich von selbst schon ihre Bahn;“ dieß schrieb er 1805 bei einer Gelegenheit, wo er, obgleich sehr lebhaft aufgeregt, doch äußerst ruhig gehandelt hatte.

Eben so bemerkenswerth ist die Selbstbeherrschung, womit er seinen, in der That nicht schwachen Zuneigungen und Abneigungen allen Einfluß auf seine Amtsführung verwehrte. Der vordringenden Eitelkeit z. B. war er entschieden abgeneigt; desto natürlicher, da er von sich und

seiner Thätigkeit höchst bescheiden dachte. „Kein
 „einziges Rad wird darum stocken, weil ich es
 „nicht mehr drehen helfe;“ so äußerte er sich
 schon zu einer Zeit, da er noch in vollster Kraft
 stand. Dagegen besfreundete ihn seine Eigens-
 chümlichkeit den „stillen, ernsten und gemäßig-
 „ten Männern,“ welche er das „Salz des Lant-
 „des“ nannte. Allein da er scharf und gewiss-
 senhaft das öffentliche und das Privatleben unter-
 schied, so begegnete ihm nicht für beides ei-
 nerlei Maß zu wählen, und in Geschäften sol-
 che vorzuziehen, deren Umgang er vorzog, oder
 diejenigen zurückzusetzen, die er weniger lieben
 mochte; sondern die Tüchtigkeit für das Ge-
 schäft bestimmte allein sein Urtheil.

Viel wäre noch zu sagen von seiner Liebe
 zum Gerechten, das er, selbst als Greis noch
 ganz aufrichtig, nicht allein für möglich, sondern
 auch für nothwendig und für das einzige Heils-
 bringende in der Staatsverwaltung hielt; von sei-

ner Amtstreue, deren Ansehen nie durch den geringsten Verdacht des Eigennuzes geschmälert wurde; von seiner Arbeitsamkeit, die allem Ueberdruſſe, wie oft er ſich auch einſtellen mochte, und allem Reize der Zerſtreuung obſiegte; von ſeiner Menſchenfreundlichkeit, die überall half, wo ſie es irgend vermochte, und die ſich dergeltalt erprobt hatte, daß, wer etwas nicht unbilliges begehrte aber nicht erreichte, niemals darum an Schenk's gutem Willen zweifelte. Da aber von ſeiner Bildung ausführlich iſt geſprochen worden, ſo ſcheint nicht nöthig, bey demjenigen zu verweilen, was nur als Werk und Frucht derſelben anzusehen iſt.

Deſto mehr wird ſeiner Eigenthümlichkeit im Privatleben zu gedenken ſeyn, worin ſich oft gleich treffliche Männer ſehr von einander ſcheiden, je nachdem ihre Sinnlichkeit gewaltiger iſt oder eingeſchränkter und ihre Anlage im Ganzen

ernster oder läßiger. Schenk war als Gatte, Vater, Hausherr, überhaupt in allen Verhältnissen des Privatlebens, der Sitte treu, die man zu jeder Zeit die alte genannt hat, weil sie diejenige ist, welche allein fortdauern und als Regel dienen kann; er war es aber ohne Grämlichkeit und ohne allen Widerwillen gegen die anders gesinnten. Das Recht, er selbst zu seyn, behauptete er mit Festigkeit; achtete es aber auch in Anderen, gegen die er überhaupt nachsichtiger war, als gegen sich selbst. Nur im vertrauten Umgange ließ er sich billigend und mißbilligend vernehmen. Der größeren Gesellschaft gab er sich nur genöthigt hin. Seine Selbstständigkeit war geschützt von der unwandelbaren Würde, nicht seines Ranges, sondern seiner Persönlichkeit, die auch in dem, von früherer Zeit her, militärischen Anstande seiner starken, ansehnlichen Gestalt hervortrat. Die bedeutenden Aemter, so er bekleidete, veränderten nichts an seiner häuslichen Einrichtung, die immer

einfach und sparsam blieb. Sein Vergnügen fand er in seinem Hause und in seinem Garten; unter Kindern und Freunden, oder unter Büchern und Bäumen.

Dieser schönen Ordnung des Lebens entsprach äußeres Glück. Denn nicht zu reden von der hohen Achtung seines Namens, die ihm selbst weit mehr als seinen Ehrenstellen galt, so war in seiner nächsten Umgebung nichts als zusagendes und zusammenstimmendes. Seine Gattin lebte nur ihm und ihren Kindern. Diese entwickelten sich schön unter den Augen des Vaters. Ein zwar nicht großes, doch für bescheidene Wünsche zureichendes, Vermögen hatte er theils einer Gabe Sr. Majestät des Königs, theils eigenen Ersparnissen zu danken. Was aber die Heiterkeit seines späteren Alters vollendete, war im Jahre 1805 die Wiedervereinigung mit seinem ältesten Freunde, von dem er nun zehn Jahre getrennt gewesen war, und nach welchem

er sich unaufhörlich gesehnt hatte. Denn ob er gleich neue Verbindungen nicht verschmähte, so war ihm doch jene erste unter allen die theuerste. (*) Sie ward in ihrer ganzen Innigkeit erneuert; ein edles Verhältniß, dessen vertraute Zeugen der Erinnerung daran sich noch lange erfreuen werden.

(*) Als noch wenig Aussicht zu dieser Wiedervereinigung war, im Jahre 1801, schrieb er an Jacobi: „Seit sechs Jahren sind wir zwar sehr verschiedene Wege gewandelt, aber gewiß nicht von einander abgekommen. Und wie wohlthätig wird mir die erneuerte Zusammenkunft mit dem Manne seyn, der in mein ganzes Daseyn sich so sehr verwebt hat, daß Geist und Herz in mir in ewigem Streben nach ihm bleiben müssen.“ Im Jahre 1804 aber, da Jacobi's Versetzung nach München entschieden war: „das Schicksal bringt uns wieder zusammen. Wer weiß, welcher von uns beiden dem andern die Augen schließt; aber ich fühle es, wie tief bis zu diesem Augenblicke das Gefühl der Liebe uns vereinigt halten soll und wird.“

In so reinem und verdientem Glücke war Schenk bereits in das vier und sechzigste Lebensjahr gelangt, als ein unerwarteter, harter Schlag ihn traf. Sein ältester Sohn, ein hoffnungsvoller Arzt, von weiten Reisen eben zurückgekehrt, ward in Erfüllung seines Berufes vom Nervenfieber angesteckt und starb. Für Schenk ein desto schmerzlicherer Verlust, als er längst gehofft hatte, dieser Sohn, dem seine Bestimmung in der Nähe des Vaters zu bleiben gestattete, sollte der Stab seines höheren Alters seyn. Wehmuth und Sehnsucht erschütterten jetzt seine bisher starke, obwohl zuweilen schon durch Gicht angegriffene, Gesundheit. Kaum hatte er sich wieder erholt, als die treue Gefährtin seines Lebens von einer schweren Krankheit befallen wurde, woran sie noch gegenwärtig leidet. Noch war der Tod des Sohnes nicht verschmerzt; nun mußte er den seiner Gattin fürchten.

Allein über die Angst, welche den natürlichen Menschen bey dem Untergange irdischer Glückseligkeit gemeiniglich überwältigt, wurde Schenk durch die Religion emporgehalten. Nicht jetzt erst, da sie ihn trösten sollte, nahm er zu ihr seine Zuflucht. Sie war einheimisch gewesen in dem Hause seiner Eltern, „als das schlecht' und rechte Christenthum,“ wie Hippel es nennt, „das eine edle Gleichgültigkeit, einen gewissen Liederton im Leben wirkt, der uns bey Allem in der Welt Ruhe ins Herz weht.“ Mit tiefer Rührung erinnerte er sich, wie oft der herbste Kummer in frohe Zuversicht verwandelt worden, nachdem seine Mutter eines jener christlichen Lieder gesungen, deren Kraft in ihrer Einfalt ist. Die Stimmung, die er hier empfing, verlor sich nie mehr. Weder die Studien, welche den Grund der Erkenntnisse untersuchen, noch die zum Zweifel verleitenden Erfahrungen der Welt entfremdeten ihn je der Religion. Recht thun hatte die menschliche

Weisheit ihn gelehrt; den Frieden der Seele fand er in der göttlichen allein. Wie J. G. Hamann, den er vorzüglich hochgeschätzt hatte, (*) verehrte er die heilige Schrift als das erste der Bücher. Und jetzt suchte er darin nicht vergeblich die Gemeinschaft des höheren Gutes, des erhebenden über die Vergänglichkeit.

Nicht lange, so war ihm all sein heiterer Gleichmuth wieder geschenkt. Er verließ ihn

(*) Er stand im Jahre 1786 in einem Briefwechsel mit Hamann, über dessen letzte Schrift, welche damals in Düsseldorf gedruckt werden sollte. Nachdem Schenk die Blätter, welche der Magus im Norden nach und nach überschift, zusammen getragen und selbst ins Reine geschrieben hatte, sagte er in einem Briefe an Hamann: „War zuvor Ihr Haupt „umstrahlt, so stehen Sie jetzt in vollem Glanze von „der Sohle bis zur Stirne.“ Bald darauf kam Hamann nach Pempelfort und blieb drei Monate. Von Schenk sagte er: sein Gemüth sey so klar und gesetzt als seine Handschrift.

nicht, als eine Verrenkung am Fuße, die ihm auf einem Spaziergange am dreizehnten April zustieß, ihn zu beständigem und sehr beschwerlichem Liegen nöthigte. Selbst die gewohnten Arbeiten setzte er ohne Unterbrechung fort. Er las auch mehreres ihm wohl bekannte wieder; besonders, mit der größten Lust, den Gorgias und den Staatsmann des Platon. Denn obgleich der Mangel an Bewegung seinem Körper unbehaglich war, so blieb dennoch seine Geisteskraft ganz ungeschwächt. Man ahndete gar keine Gefahr; das unbedeutende Uebel fing schon an zu weichen. Aber am ersten Mai, nachdem er, wie gewöhnlich, die Geschäfte besorgt hatte, fühlte er sich plötzlich äußerst müde. Indessen schlief er ein und genoß zwei Stunden einer guten Ruhe. Allein als er erwachte, empfand er noch größere Mattigkeit. Sogleich darauf kam ein Sticfluß und machte seinem Leben, durch die sanfteste und schnellste Auflösung, ein glückliches Ende.